

Leseprobe „Die Welt ist so, wie man sie sieht - Erinnerungen an Marion Dönhoff“

Das Alter spielte für Marion nie eine Rolle. Weder bei sich noch bei anderen. Wir zum Beispiel lagen sechzig Jahre auseinander. Trotzdem war sie, meine Großtante, für mich wie eine Schwester – mal die große, mal die kleine. Oder einfach eine besondere Freundin.

Im Dezember 2001, wenige Monate vor ihrem Tod, sagte ich zu ihr: »Irgendwann würde ich gern ein Buch über dich schreiben.« Sie antwortete: »Wenn du meinst, dass es jemanden interessiert.« – So war sie.

Dies ist ein sehr persönliches Buch geworden. Ich erzähle von unseren gemeinsamen Reisen und schildere Szenen, die ich im Hamburger Alltag mit ihr erlebt habe. Enthalten sind auch unsere letzten Gespräche, die wir im Hinblick auf eine Veröffentlichung aufgezeichnet hatten.

Geschichte einer Freundschaft

Meine erste Erinnerung an Marion geht auf den Sommer des Jahres 1980 zurück. Sie hatte beruflich in Bonn zu tun und besuchte uns bei der Gelegenheit Zuhause. Ich war damals zwölf Jahre alt, lag an einem Nachmittag auf dem Sofa und las im *Spiegel*, den ich gerade für mich entdeckte. „Findest du das interessant?“ kam es plötzlich von der Seite. Marion war aus dem Kreis der Erwachsenen zu mir herübergekommen. Ihre tiefe, warmherzige Stimme war prägnant und klar. Sie setzte sich zu mir auf das Sofa, und es entwickelte sich eine Unterhaltung über Politik. Ich war schwer beeindruckt: Was sie alles wusste, wie spannend sie erzählte, wie genau sie zuhörte.

Von diesem Tag an blieben wir in Kontakt. Sie schickte mir aus Hamburg, wo sie lebte, hin und wieder etwas zu lesen, einen ihrer Leitartikel aus der *Zeit*, oder andere Texte, von denen sie meinte, dass sie einen jungen Menschen interessieren könnten – oder interessieren sollten. Ich schrieb ihr ein paar Gedanken dazu, sie schrieb wieder zurück. Manchmal telefonierten wir, aber das geschah eher selten, weil Marion ungerne telefonierte. Zu teuer. Am Ende der kurzen Gespräche sagte sie nur „Adio“, manchmal legte sie sogar ohne Abschiedsgruß auf.

Bei einem dieser Gespräche erzählte ich ihr vom Praktikum in einem Studio für Grafik und Design in Hamburg, das ich für die kommenden Sommerferien geplant hatte. „Wo wirst du denn wohnen?“, fragte Marion.

„Das weiß ich noch nicht“, antwortete ich, „aber wir kennen einige Leute dort, es wird sich was finden.“ Meine Eltern hatten lange in Hamburg gelebt, ich bin dort geboren.

„Wenn du nichts Vernünftiges findest, kannst du gerne bei mir wohnen“, sagte Marion. „Ich würde mich darüber sogar freuen.“

Ich war verblüfft. Aber warum nicht?

Marion lebte im Stadtteil Blankenese. Von der Hauptstraße zweigt ein schmaler Weg aus Kopfsteinpflaster nach rechts ab: der Pumpenkamp. Die Straße führt leicht bergauf, und dann, versteckt hinter hohen Ahornbäumen und Rhododendronbüschen, steht das kleine Häuschen, in dem Marion seit den Sechzigerjahren lebte.

Es wurden sechs Wochen, in denen wir so selbstverständlich zusammen wohnten, als wäre es nie anders gewesen. An jedem Morgen fuhren wir nach dem Frühstück gemeinsam über die Elbchaussee nach Hamburg rein. Die malerische Straße schlängelt sich oberhalb des Flusses von Blankenese bis in die Innenstadt. Meine Großtante saß am Steuer ihres blauen Porsches. Sie fuhr schnell, die eine Hand auf dem Lenker, die andere auf der Gangschaltung ruhend. Nebenbei plauderte sie über Politik. Wenn ein Auto vor ihr zu langsam fuhr, fluchte sie: »Blöde Kuh« oder »dummer Kerl«, besonders, wenn der Fahrer bei Gelb bremste. Sie selbst drückte bei Gelb noch extra aufs Gas: »Ich finde es sehr befriedigend durch Orange zu fahren«, sagte sie dann. Nach einer bestimmten Ampel auf der

Elbchaussee verengt sich die Straße auf nur eine Spur. Wenn die Ampel auf Grün schaltete, legte Marion hier allergrößten Wert darauf, die Schnellste zu sein. »Ist wohl so'n gewisser Ehrgeiz dabei ...«, meinte sie.

So schnell, wie Marion über die Elbchaussee brauste, blieb es natürlich nicht aus, dass sie hin und wieder geblitzt wurde. Sie erzählte einmal von einem Strafmandat, das sie bekommen hatte: Statt der erlaubten fünfzig sei sie sechshundfünfzig gefahren. »Ich hab denen gesagt, ich fände es unverschämt zu behaupten, ich sei sechshundfünfzig gefahren. Ich fahre doch immer achtzig. Mindestens.«

Eines Nachts auf dem Heimweg nach der Spätvorstellung eines Kinofilms – Marion saß am Steuer – blitzte es wieder.

»Was war denn das?«

»Na ja, du bist wohl zu schnell gefahren.«

»Meinst du? – Um diese Zeit kontrollieren die doch nicht mehr.« Aber in der Dunkelheit konnte man schon eine Kelle aufleuchten sehen. Wir wurden in eine Seitenstraße gelotst, wo mehrere betrunkenere Jugendliche herumstanden, die die Polizei ebenfalls herausgefischt hatte. Wir mussten in einen Bus einsteigen, um die Personalien aufnehmen zu lassen. Marion und ich saßen vor einer Polizistin, die sich an mich wandte und nach dem Führerschein fragte. »Wieso brauchen Sie denn von dem den Führerschein?«, fragte Marion. Als die Polizistin Marions Ausweis prüfte, sah sie mehrere Male ungläubig auf das Geburtsdatum, bevor sie endlich notierte: 1909.

Als der Porsche Jahre später schrottreif war, scheute sich ihr Verleger Gerd Bucorius der inzwischen über Achtzigjährigen als Dienstwagen noch einmal einen neuen Porsche zu kaufen. Er fragte, ob dieses Mal nicht ein langsamerer Wagen ausreiche. Zum Beispiel ein Audi Quattro, der zufällig im Fuhrpark des Verlags zur Verfügung stand. Marion stimmte überraschend schnell zu - aber erst, nachdem sie recherchiert hatte, dass der Audi sogar einige PS mehr hatte als ihr Porsche. »Das hat der Buc übersehen«, kommentierte Marion zufrieden.

Während meiner Praktikantenzeit im Sommer 1985 fuhr ich abends mit der S-Bahn aus der Stadt zurück nach Blankenese und kam meist gerade rechtzeitig, um mit Marion die Sieben-Uhr-Nachrichten im ZDF zu sehen. Beim Abendessen diskutierten wir darüber. Dabei lernte ich viel über Politik und Menschen; Dinge ernst zu nehmen und Dinge *nicht* ernst zu nehmen. Marion interessierte sich für alles, egal, ob für den Alltag im Designbüro, Beobachtungen aus der S-Bahn oder für mein Innenleben. Für sie war in allem etwas zu entdecken.

Mich beeindruckte ihre Einstellung zum Leben sehr. Sie machte sich keine Sorgen um die Zukunft und trauerte nicht um die Vergangenheit, sie lebte konzentriert in der Gegenwart. Marion hatte noch die Kaiserzeit erlebt und die Goldenen Zwanziger. Sie war das erste Mädchen in der langen traditionsbewussten Familiengeschichte der Dönhoffs, die das Abitur abgelegt und studiert hatte. Die Weimarer Republik erlebte Marion zeitweise in Berlin, wo sie den noch wenig bekannten Adolf Hitler bei einer Veranstaltung beobachtete. »Ich saß nur zehn Meter von ihm entfernt, durchlitt seine geifernde Rede und fand seine Argumente absolut abwegig. Mit dem wollte ich nichts zu tun haben.« Jahre später, während des Krieges übernahm Marion in Ostpreußen die Leitung der Familienbesitze Friedrichstein und Quittainen. Im Januar 1945 floh sie auf ihrem Pferd Alerich Richtung Westen, die Heimat war für immer verloren.

Anfang 1946 zog sie - inzwischen funfunddreißig Jahre alt - nach Hamburg, wo sie sich am Aufbau einer neuen Zeitung beteiligte: DIE ZEIT. Ihr „zweites Leben“, wie Marion es

manchmal nannte, hatte begonnen. Sie hatte immer schreiben wollen und nun war sie Journalistin geworden. Marion prägte die *Zeit* über Jahre und Jahrzehnte als Leiterin der Politik, als Chefredakteurin und schließlich als Herausgeberin. Sie wurde zu einer moralischen Instanz in der Bundesrepublik.

Marions Zuhause war die Arbeit, die Familie, ihre Geschwister. Während einer Familienfeier kamen wir einmal auf das Thema Heiraten zu sprechen. Marion erzählte: »Einer hat über lange Zeit immer wieder gesagt, ich müsse ihn heiraten. Dann hat es mir irgendwann gereicht, und ich habe zu ihm gesagt: ›Gut, wir ziehen Streichhölzer.‹ Und ich habe das richtige gezogen.« Dabei lachte sie. »Wenn ich je geheiratet hätte, hätte ich mein Leben so nicht führen können.«

Ende der achtziger Jahre zog ich nach Hamburg, um meinen Zivildienst zu leisten. Anfangs wohnte ich wieder in Marions Häuschen mit Garten, und schnell hatten wir unseren Alltag als Hausgenossen wieder aufgenommen. Aber es war nur eine Übergangsstation. Als ich eine eigene Wohnung gefunden hatte, war ich doch froh. Denn so interessant und vertraut und auch lustig es mit Marion war, so erlebte ich sie andererseits auch etwas einengend, manchmal auf eine kindliche Weise besitzergreifend. Eine Mischung, die sich in den kommenden Jahren noch verstärken sollte.

Nun trafen wir uns in ihrem Büro im Pressehaus, gingen ins Kino und sahen uns regelmäßig sonntags bei ihr zum Mittagessen. Auf dem Weg dorthin hörte ich im Autoradio den Nachrichtenkanal, um mich auf den Nachmittag mit ihr einzustimmen. Das war umso wichtiger, wenn ich samstags im Nachtleben unterwegs gewesen war, am Morgen lange geschlafen und noch nichts vom Weltgeschehen mitbekommen hatte. Marion fragte zielsicher: »Wohin geht man denn heutzutage zum Tanzen?«

Ich zählte ihr die verschiedenen Clubs auf und sie sagte: »Und tanzt man da zu zweit, so wie früher?«

»Nein, das ist heute ganz anders.«

Dann ermunterte sie mich wieder zum Lesen. »Ich mache dir einen Vorschlag: Ich suche dir jede Woche ein Buch aus, und dann sprechen wir darüber, wenn du das nächste Mal hier bist.« Es waren hauptsächlich politische Bücher, aber auch Hesse, Tolstoj, Dostojewskij ... Das artete eine zeitlang zu einer Prüfungssituation aus. Kurz vor dem Treffen mit Marion habe ich das Buch überflogen, eine Stelle ausgesucht, die mir interessant vorkam, und dann beim Mittagessen, noch bevor Marion nachfragte, über diese eine Stelle zu reden begonnen. Sie hörte genau zu, sagte dann: »Ja, das ist wahr.« Nach einem Moment des Überlegens folgte: »Ich finde an dem Buch auch interessant, dass ...«

Natürlich habe ich hin und wieder ein von ihr empfohlenes Buch regelrecht verschlungen. »Wenn dich das Dritte Reich interessiert – es gibt ein kleines Buch, wenn man das gelesen hat, weiß man eigentlich alles, was man wissen muss«, sagte sie und meinte »Anmerkungen zu Hitler« von Sebastian Haffner.

Im Laufe der Jahre entstand eine echte Freundschaft. Zu den regelmäßigen Treffen in Hamburg kamen Reisen hinzu. Russland, Polen, Schweiz, Italien, Südafrika, Namibia. Teilweise waren es Geschäftsreisen teilweise Urlaubsreisen. Wobei es kaum auseinander zu halten war, denn Marion betrachtete jedes Land und jede Kultur mit größter Neugierde und journalistischem Blick, es ergaben sich politische Gespräche, und oftmals stand am Ende ein Artikel für die *Zeit*.

Ihre Ferien – wenn man das überhaupt so nennen kann – waren ihre Besuche im Familienhaus in Forio auf der Insel

Ischia, wo ihre ältere Schwester Yvonne lebte. Dort verbrachte Marion regelmäßig einige Wochen im Mai und im September.

Marions Tagesablauf, den sie mit dem Tempo eines Topmanagers lebte, blieb auch im Alter kaum verändert. Bis Mitte Achtzig war sie von Alterserscheinungen unbelastet. Danach begannen ihr die mit zahlreichen Pflichtterminen gefüllten Arbeitstage zunehmend Mühe zu bereiten. Trotzdem ging sie weiterhin täglich ins Büro, arbeitete zwölf Stunden am Tag und unternahm viele Reisen. Es verging keine Woche, in der sie nicht mindestens einmal irgendwohin flog.

Doch es passierten Dinge, die für sie neu waren: Sie war nach einer Reise erschöpft, sie wurde krank. Ihr gefürchtetes Elefantengedächtnis war nicht mehr ganz so zuverlässig, wie sie es gewohnt war. »Ich glaube, das hat alles mit dem Alter zu tun«, sagte sie zum ersten Mal, als sie achtundachtzig war.

Außerdem war eine neue Ära für die *Zeit* angebrochen. Bucerus war gestorben, und ein Konzern hatte 1996 die Zeitung gekauft. Damit verringerte sich Marions Einfluss, und sie musste für ihre Vorstellungen mehr kämpfen als früher. In dieser Zeit begannen für sie die engen Freunde und die Familie wichtiger zu werden.

Wenn wir beide uns alleine trafen, machten wir nichts anderes als zuvor – wir gingen ins Kino, unternahmen ausgedehnte Spaziergänge im Wald oder an der Elbe, saßen vorm Kamin und lasen Zeitung. Wenn ich nun nach einem langen Abend ihr Haus verließ, sah Marion für einen Moment traurig aus – anders als früher, als ich immer das Gefühl hatte, dass sie es kaum erwarten konnte, wieder an ihren Schreibtisch zurückkehren zu können.

Marion blieb bis zu ihrem Tod im Jahr 2002 in ihrem dreiundneunzigsten Lebensjahr aktiv. Sie engagierte sich für die von ihr gegründete Stiftung für Völkerverständigung. Sie schrieb zwar seltener für die Zeitung, dafür mehr Reden, Vorworte für Bücher, und sie beantwortete ungefähr hundert Briefe pro Woche: Leserbriefe, persönliche Anfragen jeder Art, oftmals Bitten um einen Rat, Post von jungen Menschen.

Über ihren wohl jüngsten Fan erzählte Marion die folgende Geschichte: »Man wundert sich ja oft – ich weiß noch, wie ich von Willy Brandt als eine Art Ehrengast eingeladen war zu einem Parteitag der SPD, das muss Anfang der Neunziger gewesen sein, in einer Sporthalle, ganz voll gestopft mit Menschen. Da sitze ich neben Brandt und sehe so ein Kerlchen von vielleicht dreizehn Jahren mit einem Buch auf uns zukommen. Ich denke natürlich, der will zum Brandt. Aber dann bleibt der vor mir stehen und fragt, ob ich das Buch signieren würde. Jetzt erst hab ich erkannt, dass es tatsächlich eins von mir war. Ganz leutselig hab ich ihn gefragt: »Hast du denn schon mal da hineingeguckt?« Da war der Junge ganz empört und sagte: »Also, ich bin doch ein Fan von Ihnen!« Das fand ich sehr komisch.«

Alltag in Hamburg

In den neunziger Jahren, nachdem ich an der Hamburger Universität mein Studium aufgenommen hatte, trafen Marion und ich uns manchmal auch unter der Woche. Das begann dann meistens mit einem Anruf von ihr: »Du, morgen Nachmittag könnte ich mir ein wenig Zeit verschaffen. Wollen wir mal sehen, ob es einen guten Film gibt?«

Das bedeutete, dass ich mich bei meinen Kommilitonen und Freunden umhörte und Marion sich bei den Feuilletonisten der *Zeit* erkundigte. Je nachdem in welchem Kino der Film lief holte entweder Marion mich ab - sie scheute keine Autofahrt - oder wir trafen uns dort. Oder aber, wenn unser Ziel das Passage-Kino schräg gegenüber von Marions Büro in der Innenstadt war, holte ich sie im Pressehaus ab. Ich war dann sicherheitshalber ein paar Minuten früh, aber Marion war meistens ein paar Minuten in Verzug. »Ich müsste noch schnell ein Telefonat erledigen«, sagte sie und schaute von ihrem Schreibtisch herüber zur Tür. »Setz dich doch noch, da liegt auch etwas für dich.« Ein Blatt Papier auf dem Tisch vor dem Sofa. Es war die Kopie einer Kritik zu dem Film, den wir uns gleich ansehen würden.

Mich hat es nie gestört in Marions Büro zu warten. Ich mochte die konzentrierte Ruhe. Vergangenheit und Gegenwart waren hier beieinander versammelt. Auf dem Schreibtisch lagen kleine Gegenstände, Erinnerungen an diverse Reisen um die Welt. In der Mitte des Tisches stapelten sich etwas unordentlich Briefe und Faxe vom Morgen sowie ein Buchmanuskript mit der Bitte um ein Vorwort. Neben dem Telefon stand eine längliche Holzschale voll mit »ihren« Stiften, kurze Bleistifte, von denen Marion immer einen in der Jackentasche mit sich trug. Nicola, meine Cousine und Großnichte von Marion, schickte ihr regelmäßig ein Päckchen mit diesen mühsam durchbrochenen und neu angespitzten Bleistiften. Hinter Marion im Regal stand neben vielen Büchern ein kleines Ölbild: der Park vor Friedrichstein. Neben dem Schreibtisch hing ein großes Schwarzweißfoto von Lew Kopelew. Er war einer ihrer besten Freunde. An den Schranktüren waren Landschaftsfotos von Ostpreußen mit Tesafilm angeklebt.

Marion beendete das Telefongespräch, machte sich eine Notiz. »Was sagen die über den Film?«, fragte sie.

»Scheint gut zu sein.«

Zufrieden sah sie auf ihre Armbanduhr, ein schmales, sehr altes Model, vermutlich aus der Nachkriegszeit. »Wollen wir dann los?«

Die Kinobesuche liefen immer sehr ähnlich ab: Wir setzten uns, das Licht ging aus, die Werbung lief an, und nach etwa vier Minuten sagte Marion: »Komisch, dass die hier so lange Werbung zeigen, ich glaube, wir sind im falschen Kino.«

Dann erklärte ich: »Das ist heutzutage ganz normal, die Werbung geht über zwanzig Minuten, das musst du durchstehen.«

»Kann ich auch, aber es dauert ja schon viel länger.«

Keine zwei Minuten später stand sie auf: »Ich gehe mal nach

vorn und frage nach, wir sind sicher doch im falschen Kino.«

Nach ein paar Minuten kehrte sie mit zweifelndem Blick zurück: »Scheint richtig zu sein.«

Der Film lief endlich an. Marion saß kerzengerade und äußerlich vollkommen regungslos da, die Augen aufmerksam auf die Leinwand gerichtet, als wäre sie das erste Mal in einem Lichtspielhaus. Spätestens nach einer halben Stunde sah sie unauffällig auf die Uhr. Nach etwa einer Stunde flüsterte sie: »Mir ist eben etwas eingefallen, ich muss dringend noch mal ins Büro, aber lass dich nicht stören. Wir telefonieren.« Fort war sie.

So ging es viele Jahre lang. Marion schaute kaum einen Film bis zum Schluß. Trotzdem liebte sie den Kinobesuch.

Später, als Marion deutlich älter war, wollte ich sie nicht mehr alleine vom Kino zurückgehen lassen. Wenn sie nun zum dritten Mal während des Films auf die Uhr blickte, fragte ich: »Hast du genug?«

Marion zeigte sich dann betont unentschieden. »Wie ist es mit dir?«

»Von mir aus können wir gehen.«

»Noch fünf Minuten?«, sagte sie.

»Fünf Minuten sind genau richtig.«

Beim Rausgehen sagte Marion: »Ich glaube, da passiert auch nichts mehr.«

Da Marion sich an die Werbung in den Kinos nicht gewöhnen mochte, versuchten wir den Beginn des Films genau abzapfen.

Wenn wir nun den Saal betraten, war es längst dunkel. Marion hatte damit keine Probleme, sie arrangierte sich auf ihre Weise, arbeitete sich durch die Reihen zu ihrem Platz vor. Sie war dabei immer höflich gegenüber jedem, der sich bemühen musste. »Sehr freundlich von Ihnen - Entschuldigung - sehr nett - danke schön.«

Eines Tages geschah etwas, wonach klar war, dass eine andere Lösung gefunden werden musste. Bei jenem Kinobesuch war ich im Dunkeln vorgegangen, und Marion folgte mir – so dachte ich jedenfalls –, indem sie die vordere Sitzplatzreihe als Orientierung nutzte. Als wir Platz nahmen, sagte Marion: »Am Anfang der Reihe habe ich den Kopf einer Dame als Stütze benutzt, ich dachte, es wäre die Lehne ...«

Ich schaute rüber – die betroffene Frau warf uns demonstrativ einen missbilligenden Blick zu, und Marion flüsterte: »Sieh mal, ihre Frisur ist ziemlich unordentlich...«

Noch am selben Tag kaufte ich für die Kinobesuche eine geeignete Taschenlampe, klein und kompakt. So ließ sich die Platzsuche vereinfachen. Marion wollte die Lampe immer selbst halten. Beim Betreten des dunklen Saals leuchtete sie kurz über den Zuschauerraum, erstaunte Gesichter erschienen, und Marion sagte: »Scheint voll zu sein.«

Bei dem Film »Das Leben ist schön« von Roberto Benigni lief alles etwas anders. Wir kamen, wie üblich, nach der ersten Hälfte aus dem Kino und Marion meinte: Schade, dass wir heute schon zuvor geplant haben früher raus zu gehen. Diesen Film hätte ich gerne zu Ende gesehen.« Aber sie hatte tatsächlich einen wichtigen Termin. „Was meinst du - gehen wir morgen nach der ersten Hälfte wieder rein?“, fragte sie.

»Machen wir.« Wir schauten auf die Uhr: Punkt 15:30 mussten wir am nächsten Tag hier sein.

Am nächsten Tag trafen wir uns draußen vor dem Pressehaus, hasteten hinüber zum Passage-Kino. Hoffentlich saß jetzt noch jemand an der Kasse. An der Kasse saß tatsächlich eine Frau, die sich scheinbar gar nicht darüber wunderte, dass wir noch so spät in den Film wollten. Marion bezahlte die beiden Karten - sie bezahlte immer die Kinokarten - und wir eilten zum Vorführraum. Bewusst hatten wir Plätze am Rand gewählt. Wir

setzten uns, schauten auf die Leinwand, schauten uns gegenseitig fragend an, wieder zur Leinwand, dann sagte Marion: »Ist das nicht der Anfang vom Film?«

Sie hatte Recht. Offensichtlich hatten sie heute die Anfangszeit um eine Stunde nach hinten verschoben. Es half nichts, wir schauten die erste Hälfte noch einmal und mussten dann los zu Terminen .

Übrigens haben wir danach beide niemals die zweite Hälfte dieses Films gesehen.

* * *

Marion war sehr bescheiden. Sie wunderte sich, wenn man sie auf der Straße erkannte und sie ansprach. »Das muss am Fernsehen liegen«, sagte sie manchmal. Sie signierte Bücher am liebsten mit Bleistift. »Weil ich mich nicht verewigen möchte.« Wenn ihr Auto kaputt war, fuhr sie mit dem Bus, und sie war vermutlich der letzte Mensch in Deutschland, der noch einen Schwarzweißfernseher in Betrieb hatte. Erst Anfang der neunziger Jahre, als der defekte Apparat beim besten Willen nicht mehr zu reparieren war, kaufte sie einen Farbfernseher.

Kleidungsstücke wurden ewig getragen. In einer alten Filmaufnahme sah ich Marion mit einer Delegation bei der Besichtigung eines indischen Dorfes. Die Reise hatte in den sechziger Jahren stattgefunden, und Marion war sofort zu erkennen: an dem hellblauen Jackett, das sie noch dreißig Jahre später trug. Löcher wurden gestopft, abgewetzte Stellen ignoriert. Eines Tages bekam das blaue Jackett einige Flecken auf dem Ärmel. Es war die Chance Marion endlich dieses alte Kleidungsstück auszureden. Doch sie kontert: »Ich finde, als Journalistin kann man sich Tintenflecke auf der Kleidung erlauben.«

Doch war Marions sehr eigener Stil, den sie nie änderte, immer mal wieder in Mode. Ende der neunziger Jahre schaffte sie es mit ihren alten Klamotten auf der Liste der zehn bestangezogenen Frauen Deutschlands im Magazin *Gala* bis auf Platz fünf.

Ihre Schuhe pflegte Marion einmal teuer zu kaufen und trug sie dann jahrzehntelang. Sie hatte in Forio einen alten Schuster ausfindig gemacht, den sie für den besten der Welt hält. Er sorgte dafür, dass sie ihre Schuhe über dreißig Jahre lang tragen konnte. Wenn Marion sie bei diesem Mann abholte, brachte sie ihm immer ein bestimmtes Eis mit Kaffeeengeschmack mit. Coppa die Nonno. »Das ist so ein Ritual.«

Buchhonorare und Preisgelder leitete Marion an die von ihr gegründete Stiftung für Völkerverständigung weiter. Was sie hier im Großen machte, tat sie auch im Kleinen. Wenn man zum Beispiel mit ihr durch die Innenstadt ging, musste man zusätzliche Zeit einplanen. Marion folgte eisern dem Prinzip jedem Bettler, an dem sie vorbei kam, etwas Geld zu geben. Wenn sie zum Frisör am anderen Ende des Jungfernstiegs musste oder wir zusammen das Streit's-Kino besuchten, steckte Marion sich zuvor immer ein paar silberne Münzen in die Jackentasche. Meistens blieb sie bei den Bettlern noch stehen, unterhielt sich ein wenig, bevor sie dann die Münze gab.

Einmal als Marion wieder einmal länger bei einem Bettler verweilte, sprach sie von der Seite ein Passant an: »Denen sollten Sie besser nichts geben«, sagte er.

Marion kannte das schon. »Warum finden Sie, soll ich nichts geben?«, fragte sie.

Der Mann machte ein wissendes Gesicht, senkte die Stimme: »Abends werden die im Mercedes abgeholt, das ist eine ganze Bande – die sind steinreich.«

»Das glauben Sie doch selbst nicht, dass die steinreich sind.«

»Doch, das sind sie.«

»Würden Sie sich denn zehn Stunden auf die kalten Steinplatten setzen und betteln, wenn Sie steinreich wären?«

»Sie können mir ruhig glauben, ich hab das schon oft gesehen«, schimpfte der Mann.

»Und ich glaube, das reden Sie sich alles ein, um Ihr schlechtes Gewissen zu beruhigen, weil Sie zu geizig sind, selbst etwas zu geben.«

Der Mann winkte ab und ging wutschnaubend davon.

»Das kommt öfter vor«, sagte Marion. »Ich gebe doch lieber mal jemandem, der es nicht braucht, etwas zu viel, als einmal jemandem zu wenig, der es dringend braucht – ist doch eigentlich ganz simpel.« (...)

Die letzten Gespräche

Irgendwann würde ich gern ein Buch über dich schreiben«, sagte ich zu Marion wenige Tage nach ihrem Geburtstag. »Okay, wenn du meinst, dass es jemanden interessiert«, antwortete sie. Wir verabredeten, für dieses Vorhaben Gespräche aufzuzeichnen. »Ich bringe ein Aufnahmegerät aus dem Büro mit«, sagte Marion, und wir guckten uns ein Wochenende aus.

Das Kaminfeuer brannte. Marion setzte sich in ihren Sessel, ich mich ihr gegenüber. Dackel Felix gesellte sich zu uns und lag nun lang ausgestreckt vor dem Kamin. Ich stellte das Aufnahmegerät an.

Machst du dir eigentlich Gedanken über den Tod?

Ja ... Das muss man jetzt auch. Früher bin ich gar nicht auf den Gedanken gekommen.

Und ist es unangenehm?

Nein, mich stört es gar nicht. Aber ich bin ja jemand, der eine starke religiöse Bindung hat. Das hilft natürlich.

Glaubst du an ein Leben nach den Tod?

Ich habe mir nie konkrete Vorstellungen gemacht. Ich gehe aber davon aus, dass da etwas kommt. Das habe ich immer getan. Aber ob ich da jemanden wiedertreffe, das habe ich nie konkretisiert. Nein, ich finde es auch ein bisschen anmaßend, sich darüber Gedanken zu machen, denn man kann eben nicht dahinterkommen. Wozu auch? *Sie schaute in den Raum und überlegte. Im Kamin knisterte es. Nach einer längeren Pause sprach sie weiter.* Ich denke, dass alles seine Zeit und seinen Platz hat. Warum soll ich versuchen, mich vorher da einzumischen?

Aber kannst du dir nicht auch vorstellen, dass dann einfach alles vorbei ist?

Kann man sich auch vorstellen. Aber bedenke mal, wie viele Religionen sagen: Du stirbst hier, gehst weiter, und das, was du hier gemacht hast, wirkt sich woanders aus. Nein, ich finde, da darf man nichts ausschließen.

Du hast mal erzählt von jemandem, der zum Wahrsager geht, und meinst, das sei eigentlich eine Vorstufe zum Glauben.

Ja, in gewisser Weise ist das auch ein Glaube. Es reicht nicht ganz, aber immerhin. Aber es ist ein Gefühl für etwas, das mehr ist als sachlich, technisch.

Denkst du, dass es Menschen gibt, die wirklich wahrsagen können?

Ja, glaube ich schon. Es gibt sehr merkwürdige Dinge. Also, ich

habe da keine Vorurteile. Ich glaube, dass sehr viel Schund darum getrieben wird, aber dass es trotzdem so etwas gibt.

Du hast schon mal vom Schutzengel gesprochen. Glaubst du, dass es ihn gibt?

Natürlich gibt es ihn. Ich habe einen ganz engen Schutzengel. Davon bin ich überzeugt.

Ist das ein Mann oder eine Frau?

Auch meinen Schutzengel stelle ich mir nicht konkret vor. Es ist etwas Abstraktes. Ich habe einfach die Gewissheit, dass mein Schutzengel da ist. Ich glaube, die Welt ist so, wie man sie sieht. Wenn du immerfort Katastrophen erwartest, dann werden sie auch kommen. Wenn du Vertrauen in bestimmte Dinge hast, dann gelingen sie auch.

Aber wie denkst du über deinen Schutzengel, wenn etwas mal ganz anders läuft, als du es gern hättest?

Dann sage ich mir: Ich irre mich. Ich bin auf dem falschen Weg, und mein Schutzengel hat mir das gezeigt. Ich würde mir immer sagen, der Schutzengel hat Recht.

Hast du schon als Kind deinen Schutzengel gehabt?

Nee, bei Kindern wird immer nur vom lieben Gott gesprochen, nicht vom Schutzengel.

Und wie bist du zu deinem gekommen? Oder ist er zu dir gekommen?

Weiß man nicht, ist beides möglich.

Hast du denn auch in guten Zeiten an deinen Schutzengel gedacht?

Doch, da danke ich ihm.

Also wird er nie vergessen?

Nein, nie! *In diesem Moment stand Felix auf und sah Marion lange an ...* Jetzt versucht er wieder zu verstehen, worüber wir wohl reden. *Felix gab einen lauten Ton von sich.* Ja, ich weiß, es ist ein Jammer, dass du kein Mensch geworden bist.

Glaubst du eigentlich an Schicksal?

Ja, sicher.

Auch so eine Art Vorbestimmung?

Na ja, also das weiß ich nicht. Das ist wohl so ein Zusammenweben von Schicksal und eigenem Tun. Ich glaube schon, dass man viel selber dazu tun muss.

Du hast mal gesagt, der Zufall habe für dich eine besondere Bedeutung. Wieso eigentlich?

Ich kam darauf, als ich Ehrenbürgerin in Hamburg wurde und eine Dankesrede halten musste. Ein Freund sagte zu mir: »Du musst deine Rede persönlich machen, sonst langweilen sich die Leute.« Da habe ich zum ersten Mal darüber nachgedacht, wie geradlinig ich mein Leben lebe. Mir wurde klar, dass ich noch nie irgendetwas geplant hatte, sondern immer auf den Zufall gewartet habe – dann habe ich ihn gepackt und versucht, etwas Vernünftiges daraus zu machen. Viele Menschen meinen, man könne alles planen, aber das ist eben ein Irrtum. Und der Zufall ist ja merkwürdigerweise sehr oft auch auf den Betroffenen zugeschnitten. Also, der Zufall, der mich betrifft, würde dich nicht betreffen, dich würde ein anderer betreffen. Wenn man also

Vertrauen in den Zufall hat und sich gewiss ist, dass es eine höhere Macht gibt, die das Leben ordnet, das des Einzelnen und das der Gemeinschaft und der Völker, dann braucht man sich auch nicht so furchtbar aufzuregen. Ich glaube fest, dass es so ist. Der Zufall ist die Antithese der Planung. Es ist eine große Stütze und Stärke, wenn man dieses sichere Gefühl hat.

Bist du denn zufrieden mit dem, was dir in deinem Leben zugefallen ist?

Doch, ich bin eigentlich zufrieden. Obgleich ziemlich viel Trauriges dabei war, muss ich sagen. Aber ich glaube, wenn mir das so zugemutet worden ist, dann musste es so sein. Dann musste ich das durchleben, um irgendetwas daraus zu lernen. Das ist mir ganz klar.

Hast du das schon als Kind so empfunden?

Nein, überhaupt nicht. Bei uns spielte Religion natürlich eine große Rolle. Aber ich bin dann irgendwann selbst darauf gekommen. Ich hatte ja diesen Unfall, als ich fünfzehn Jahre alt war. Wir kamen von der Ostsee, es war schon dunkel, der Fahrer passte nicht auf, und das Auto kam in einer Kurve von der Straße ab. Es fiel in den großen Fluss, und sofort schoss das Wasser hinein. Das Auto ging gleich runter bis auf den Grund. Wenn du da unten eingeschlossen bist und über dir zehn Meter Wasser sind – das ist schon beeindruckend. Zwei sind gestorben, ich war die letzte Überlebende, die da rauskam. Ich weiß noch genau, wie es war, als ich wieder nach oben an die Wasseroberfläche kam, eigentlich schon am Ende, weil ich doch eine ganze Weile keine Luft bekommen hatte. Da sehe ich noch ganz genau die Scheinwerfer der Autos oben am Kai, die aufs Wasser leuchteten, und vor dem Licht die Silhouetten der aufgeregten Leute. Und dann hörte ich die Stimme von meinem Bruder Heini, der meinen Namen rief. Von oben haben sie Mäntel runtergehängt, ich habe mich festgehalten, mit letzter Kraft. Sie haben mich dann hochgezogen. Und dann überlegt man irgendwann schon: Warum habe gerade ich überlebt?

Gibt es Dinge, von denen du denkst: »Schade, dass der Zufall mir das nicht zugespielt hat«?

Nein, wüsste ich nicht. Also, zum Beispiel: Ich wollte ursprünglich in die Wissenschaft – aber durch Zufall bin ich zu einer Zeitung gekommen. Und da ich auch immer schreiben wollte, bin ich sehr zufrieden.

Was steckt für dich hinter dem Zufall?

Hinter dem Glauben an den Zufall steht die Gewissheit, dass da etwas ist, dass das Ganze ordnet. Jemand, der nur ganz sachlich produziert, Geld verdient und konsumiert, für den ist das wohl anders. In einer Gesellschaft geht es aber nicht ohne ein gewisses Maß an ethischem Minimalkonsens. Wenn jeder nur an sich glaubt und denkt, er müsse in der Marktwirtschaft triumphieren, wenn das der Maßstab ist, dann ist das wirklich ein bisschen trostlos. Ich glaube aber, dass die Leute langsam dahinter kommen.

Und die Kirchen?

Die sind auch zu sehr eingeschlossen in das System. Also, da wird genau gezählt: Wie viele Leute kommen zu uns und nicht zu denen? Das ist ähnlich wie die Einschaltquoten beim Fernsehen oder die Auflage bei Zeitungen. Und dann haben die Kirchen am Anfang auch alles zu bürokratisch betrachtet. Beide Kirchen.

Würdest du dich als religiösen Menschen bezeichnen?

Ja, doch. Könnte ohne das nicht leben, glaube ich.

Du bist evangelisch. Findest du die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Konfession wichtig?

Ob katholisch oder evangelisch, ist mir völlig egal. Ich kann mich auch nicht darüber aufregen, ob jemand ein Muselmane ist oder ein Buddhist oder so. Ich finde, sie sind alle gleich nah dran am Zentrum.

Was meinst du denn mit Zentrum?

Das Göttliche, was alle anerkennen. Alle haben einen Bezug dazu, darum ist es das Zentrum. Und wenn man mit sich und dem Zentrum im Reinen ist, wenn man also nicht selber im Mittelpunkt steht, sondern das Zentrum über sich weiß, dann spielt die Frage, ob man sich wohl fühlt oder nicht, eigentlich keine Rolle. *Felix bekam plötzlich einen Rappel und raste im Kreis durch den Raum. Marion lachte. Nach drei Runden verschwand der Dackel in seinem Körbchen auf dem Flur.* Er ist ziemlich verrückt, muss ich sagen.

Ich hab ja, nicht zuletzt auch auf deinen Rat hin, Zivildienst gemacht. Was würdest du heute raten?

Zivildienst, unbedingt.

Warum?

Weil ich alles, was mit Waffen zu tun hat, als eine Versuchung zu falscher Schlussfolgerung empfinde. Dass man denkt, mit mehr Bewaffnung könne man mehr erreichen, ist letztendlich Blödsinn. Man kann wie Kennedy rüsten und reden. Ich glaube, theoretisch ist das sogar richtig. Aber es kommt darauf an, wer es macht. Wenn einer wie der Bush das macht, dann hat das wenig Sinn. Alleine reden ist gut. Aber alleine rüsten ist ganz schlecht. Außerdem erlangt man mit vielen Waffen gar nicht so viel Macht, wie man denkt. Was nützt den Amerikanern ihre Atom-bombe? Sie können sie sowieso nicht abwerfen.

Wieso nicht?

Weil es ihr eigenes Ende bedeuten würde. Nein, Macht bekommt man anders, durch Energie zum Beispiel. Wer Öl hat, hat Macht. Oder was noch kommt: Wasser. Ich finde, durch den Zivildienst kann man lernen, dass die wichtigen Punkte ganz woanders sitzen als bei der Frage der Macht.

Du hast dich immer sehr für Chancengleichheit eingesetzt. Ist Deutschland da deiner Meinung nach weitergekommen?

Also, angeblich haben alle die gleichen Chancen. Trotzdem wird die Schere zwischen Arm und Reich immer größer. Kinder, die in sozialen Randgebieten aufwachsen, haben natürlich wenig Chancen, die haben die Umgebung nicht, die Bildung nicht. In Wahrheit ist es eine Klassenkampfsituation, die sich da herabildet. Wenn ich morgens mit dem Taxi ins Büro fahre, spreche ich viel mit den Fahrern. Letzte Woche hatte ich gleich zwei, die waren ganz wütend über die hohen Abfindungen und Löhne, die diese Vorstände bekommen. Zehn Millionen Abfindung für einen Chef, so eine Zahl hat man ja früher gar nicht erfahren. Und dann die Cliquenwirtschaft – jeder hilft jedem in seiner Gruppe, und so helfen die Reichen sich gegenseitig und gestalten auch die Steuern entsprechend. Immer predigen sie: Freiheit, Pluralität und Gerechtigkeit. Aber wo ist die Gerechtigkeit? Das ist ein ganz wichtiges Thema, das kann allen Demokratien wirklich noch gefährlich werden – was meinst du,

haben wir für heute genug geleistet?

Marion und ich blieben noch eine Weile vor dem Feuer sitzen und plauderten über dies und jenes. Sie musste noch ein, zwei Telefonate erledigen und wollte noch ein wenig arbeiten. Wir verabredeten, das Gespräch am nächsten Tag fortzusetzen.

Als ich am Sonntag das Zimmer betrat, saß Marion an ihrem Schreibtisch und ordnete Papiere. Die Sonne blinzelte durch die Äste der Bäume im Garten und warf kleine Schimmer in den Raum. Ein vertrautes und zeitloses Bild.

Zur Stärkung gab es zunächst einmal ein Mittagessen. Als Frau Ellermann zwischendurch reinkam, sagte sie: »Das Putensteak ist gut, nicht?«

»Ja, sehr«, antwortete ich.

»Und der Kartoffelbrei auch, nicht wahr? Sind Kartoffeln aus der Heide.«

»Ja, finde ich auch sehr, sehr gut.«

Frau Ellermann sah Marion an, die stumm blieb. »Und die Gräfin sagt gar nichts.«

»Ich finde, der Kartoffelbrei schmeckt heute ganz schlecht«, sagte Marion dann.

Frau Ellermann lachte laut auf: »Ihre Tante will mich wieder ärgern. Aber ich weiß ja, wie man guten Kartoffelbrei macht.«

»Kriegen wir denn hinterher noch einen Kaffee?«, fragte Marion.

»Ja, Gräfin, wenn Sie wollen ...«

Marion sah mich an: »Was meinst du?«

Ein paar Minuten später stand der Kaffee auf dem Kaminsims, daneben ein Teller mit Schokoladenkeksen. Wir wechselten vom Esstisch zum Kamin. Ich holte das Aufnahmegerät. Als ich wieder zurückkam, saß Marion auf dem Sofa und kaute: »Ich habe schon mal einen Keks gegessen, damit wir die Übrigen gerecht aufteilen können. Gerechtigkeit muss sein.«

Marion schenkte Kaffee ein. Als ich die Sahne in die Hand nahm, sagte sie: »Ich mach das lieber selber.«

Zum Kaffee nahm sie ein Stück Zucker, das sie auf die Untertasse legte – es kam später dran.

Marion schaute noch eine Weile in den Kamin: »Meine Schmerzen sind sehr ähnlich wie das Feuer; die großen Schmerzen, die schießen auch so wie Flammen. Aber jetzt geht's gut, wir können anfangen.«

Wurde in Friedrichstein eigentlich Weihnachten gefeiert?

Sehr feierlich, ja.

Was heißt das?

Dass es eben sehr religiös vor sich ging und nicht nur Geschenke gab. Die ganze Atmosphäre war anders. Aber das gibt es heute nirgends mehr, außer im Pastorenhaushalt.

Wie verlief denn so ein Abend?

Da wurde gelesen, gesungen, gebetet. Die Atmosphäre, die Stimmung, die Einstellung war ganz anders.

Gab es auch Geschenke?

Ja, natürlich, das war 'ne große Sache. Erst wurden sie mühsam eingepackt und dann furchtbar mühsam wieder ausgepackt.

Wer schmückte den Baum?

Wir Kinder.

Ach, nicht die Mutter?

Die Mutter spielte die Andacht auf einem Harmonium. Das war eine längere Angelegenheit. Gebet, Gesang, Lesung, das gehörte zusammen. Ansonsten fand das aber auch jeden Morgen statt, natürlich kürzer. Dann kamen auch die Angestellten, die Mädchen und auch die Kutscher, wenn es ging. Es war eine Gemeinschaft, die jeden Morgen mit christlichen Vorstellungen begann, das prägt einen. Also, das gehörte schon zum Leben.

Und musstet ihr Kinder jeden Morgen daran teilnehmen?

Ja, sonst wurde gesagt: »Hör mal, wenn du nächstes Mal nicht kommst, dann ...« Nein, das war schon obligat. Aber das tat man auch sowieso.

War wohl eine sehr religiöse Atmosphäre in Friedrichstein.

Kann man auch wieder nicht sagen, es war natürlich auch sehr viel Welt da, Weltpolitik, Weltwirtschaft. Es war nicht so eine Sektenwirtschaft.

Hast du eigentlich die christlichen Rituale aus deinem Elternhaus übernommen?

Ich hab natürlich nicht dieses gewisse Bürokratische übernommen, also jeden Morgen Andacht und so. Aber es bleibt doch, dass man ohne das eben nicht leben kann. Heute hat man alles Religiöse abgeschafft, deswegen fallen die Leute ja auf so Sachen rein, die sie als fabelhaften Fortschritt empfinden – dass sie irgendetwas mit den Genen entdeckt haben, dass sie nun alle Augen blau machen können, die Haut weiß oder braun. Aber worin sich die Gefühlswelt ausdrückt, was für die Intelligenz und die Vernunft verantwortlich ist, das scheint überhaupt keine Rolle zu spielen. – Nimm dir noch Kaffee. *Sie selbst trank, bis ihre Tasse zur Hälfte leer war. Jetzt nahm sie das Zuckerstückchen, tunkte es in den Kaffee und aß es auf.*

Hat Dich die Gentechnik-Debatte interessiert?

Nee. Weil aber auch die Leute nichts davon verstehen, sondern nur darüber schwätzen. Also, vor einiger Zeit kam plötzlich auf Stammzellen. Da haben die bei uns in der Konferenz heftig über die Folgen diskutiert. Frage ich nach, was das eigentlich ist. »Ja, was sind Stammzellen eigentlich?«, fragen die sich nun. Wusste keiner. Alle reden ziemlich viel über Dinge, von denen sie nichts wissen. *Marion strich sich einen Krümel von ihrem Rock und sah auf den Tisch. Du musst deinen Kaffee trinken, sonst wird er kalt.*

Denkst du denn, dass die Menschen mit der Gentechnik so weit gehen, wie sie können?

Ja, natürlich, Menschen gehen immer so weit, wie sie können. Weil es viel schöner ist ins Grenzenlose zu schweifen. Grenzen setzen ja alle möglichen Dinge. Aber zu zeigen, was man darüber hinaus kann, das finden Menschen spannend. Mit der Technik sind wir ja nur so weit gekommen, weil die Menschen immer weiter schweifen. Und da spielt ja die Mode eine große Rolle, also die Frage: Was steht im Zentrum des Interesses? Vor dem 18. Jahrhundert waren es Geist und Dichtung, ohne das konnte man sich ein kultiviertes Land gar nicht vorstellen. Alle waren sie romantisch, verfassten Gedichte und so. Dann kam die Zeit der Aufklärung und der Vernunft, und alles wurde versachlicht. Es wurden dann alle diese technischen Dinge erfunden: Telefon, Glühbirne, Eisenbahn. Man war vollkommen beschäftigt damit, die Möglichkeiten zu ergründen. Und dann findet man es nach

dreißig, vierzig Jahren langweilig, und es kommt wieder was anderes. Es kommt immer auf die Mode an. – Ich glaube, du solltest noch mal Holz ins Feuer legen, es schwächelt schon.

Ich legte gleich zwei Scheite in den Kamin, und das Feuer loderte wieder auf.

Sehr schön! Ich meine, das Bedürfnis der Menschen, sich anzupassen, ist doch sehr groß. Das Bedürfnis, eine gemeinsame Front aufzubauen und sich nicht zu unterscheiden. Nicht wahr? Für mich wäre es nicht wesentlich, dass ich mich nicht unterscheide von anderen Leuten. Ich würde nie irgendeine Mode mitmachen, das finde ich auch entwürdigend, eigentlich. Und was Mode wird, kann man nie wissen.

Kann man nicht?

Nein, du wusstest ja auch nicht, dass ihr alle auf der Straße diese Turnschuhe tragen würdet. Oder Lederjacken ... Und diese psychologische Grundlage des Modischen überträgt sich auf alle Gebiete: Politik, Wirtschaft, Börse natürlich. Aber auch Gesellschaftspolitik. Erst müssen alle dieselbe Frisur haben, dann brauchen die Männer unbedingt Koteletten, dann müssen die wieder ab und so weiter. Oder dieselbe Art zu gehen. Ist ja auch komisch, wenn man guckt, wie die Frauen heute auf der Straße gehen: Früher mussten sie Trippelschrittchen machen, weil sie anders als Männer sind. Heute müssen sie zeigen, dass sie wie Männer sind, und große breite Schritte machen.

Ist mir gar nicht aufgefallen.

Doch, musst du mal drauf achten. Na ja, du hast die Trippelschrittchen nicht mehr erlebt. In Filmen kann man das noch sehen.

Hast du auch Trippelschrittchen gemacht, als Journalistin?

Nee, die waren ja vor dem Zweiten Weltkrieg.

Bist du denn vorm Krieg Trippelschrittchen gegangen, in Ostpreußen oder bei deinen Reisen durch Afrika?

Marion lachte. Nein ... Das wäre mir auch zu mühsam gewesen. *Sie nahm sich noch Kaffee.* Wir müssen den austrinken, sonst ist Frau Ellermann traurig. *Ich nahm mir auch noch eine Tasse.*

Ich habe den Eindruck, Frommsein ist ein bisschen in Mode.

Es hat nie so viele Sekten und komische Glaubensgruppen gegeben wie heute. Weil die Menschen eben spüren: Es muss mehr geben als nur das Streben nach persönlichem Ansehen, Karriere und Geld. Es müsste sich das Bewusstsein der Menschen verändern, und dazu muss jeder Einzelne etwas leisten, das kann ihm niemand abnehmen. Ohne ein solches Gefühl entwickelt sich eine Gesellschaft, in der jeder nur an sich denkt – und die kann auf Dauer nicht existieren. Man hat auch letztendlich mehr davon, wenn man etwas für andere tut. Ich selber habe natürlich auch viel mehr davon, dass ich alles überschüssige Geld nicht auf meinem Konto angesammelt, sondern in meine Stiftung gesteckt habe. Wenn mir dann ein polnischer Intellektueller schreibt, er sei sehr glücklich, denn dank der zwei Monate, die die Stiftung ihm finanziert hat, hatte er Zugang zu besonderen Bibliotheken in Deutschland, dann macht mir das natürlich Freude. Also, wenn man es recht besieht, macht es eben auch großes Vergnügen zu helfen.

Gab es in Ostpreußen eine Gleichberechtigung der Frauen, also ich meine zum Beispiel bei uns in der

Familie?

Eher nicht, würde ich sagen. Also, die Töchter wurden schlechter ausgebildet als die Männer. Ich hab das geschildert neulich in der *Zeit*, wie man als siebtes oder achtes Kind aufwuchs als Mädchen im Krieg. Da war das ganz egal, was die lernten, da bräuchten wir keinen Lehrer, hieß es, und da gab jeder, der gerade zufällig da war, mal Unterricht – Sekretärin des Vaters oder Geschwister oder wer immer. Das hatte man bei den Jungs so nicht gemacht. Weil die ja auch den Namen darstellten. Spielte auch 'ne Rolle.

Gab es trotzdem Frauen, die gebildet waren?

Doch, gab es schon ...

War denn deine Mutter gebildet?

Ja, schon, aber nicht ambitiös. Sie hatte keinen Ehrgeiz dahin gehend. Sie schickte sich eher in dieses Bild: Männer und Frauen. Das ist ja eigentlich erst in den letzten dreißig, vierzig Jahren verändert worden.

Du bist in deinem Leben viel gereist. Kannst du dich noch an deine allererste Reise erinnern?

Das war gleich nach dem Abitur – mit Yvonne habe ich im Auto das ganze Baltikum bereist. Eine ganz andere Art zu reisen war das damals. Das war in meinem ersten Auto, einem weißen Sportwagen mit roten Sitzen. Also, das war immer sensationell, wenn wir beiden Frauen allein darin herumfuhren. Yvonne war ja neun Jahre älter als ich und schon verheiratet, und ihr Mann war rührend. Er war natürlich entsetzt bei der Vorstellung, dass wir beide allein durch die baltischen Staaten reisen, aber er ließ sie immer machen.

Woher kam bei so einer Reise das Benzin?

Das war sehr schwierig. Man musste genau wissen, wann und wo wieder mal eine Tankstelle kommt, es gab ja nur ganz wenige damals. Also, man musste sich schon gut vorbereiten. Und dann kam es alles immer anders, trotzdem.

Wie habt ihr das mit dem Geld geregelt?

Unser Geld hatte ich natürlich immer in bar dabei in einem Umschlag. Den habe ich nachts unter mein Kopfkissen gelegt. Und an einem Morgen, als Yvonne und ich gerade losfahren, höre ich die Wirtin laut meinen Namen rufen. Ich drehe mich um, und da lehnt sie sich weit aus dem Fenster und winkt mit meinem Umschlag in der Hand ...

Euch beide im Sportwagen kann ich mir sehr gut vorstellen. Ich erinnere mich noch an eine Szene Ende der achtziger Jahre in Hamburg: Wir waren verabredet vor einem Restaurant. Plötzlich rauschte ein blauer Porsche heran, Kieselsteine flogen in alle Richtungen. Eine Frau empörte sich über »diese jungen Leute« und war dann bass erstaunt, als die Türen des Porsches sich öffneten und zwei weißhaarige Damen ausstiegen – das wart ihr!

Marion lacht. Später, als Journalistin, habe ich in den fünfziger Jahren viele Reisen durch Afrika und den Vorderen Orient gemacht. Ich erinnere mich noch genau daran, wie ich – um Geld zu sparen – im voll bepackten Gemeinschaftstaxi von Amman quer durch die Wüste nach Bagdad gefahren bin. Ich weiß noch, da saß jemand neben mir mit einer großen Vase, die wurde zwischen unsere Beine gestellt, die quetschte irrsinnig meine Füße. Ständig hielt man an, dann wurde gebetet, oder man nahm noch jemanden auf. Also, man wusste nie, ob man überhaupt

jemals ankommt. Ich habe immer darauf vertraut: Irgendwie geht es schon. Über diese Reisen nach Asien und Afrika habe ich Reportagen gemacht für die *Zeit*.

Hast du dir damals Notizen gemacht vor Ort?

Ja, ich habe kleine Notizen gemacht am Abend. Aber im Ganzen musste man es als Bild bewahren. (*Marion nahm sich noch ein Stück Zucker, tunkte es in den Kaffee.*) Eine interessante Frage ist ja: Ist die Welt begreiflicher geworden, seitdem wir so viel mehr Details von ihr wissen, oder ist die Welt immer gleich unbegreiflich? Lernt man die Welt besser verstehen durch Reisen oder eigentlich nicht?

Heute reist ja jeder Schüler weit, manchmal um die ganze Welt, also, er kann unheimlich viel sehen, aber vielleicht entgeht ihm zur selben Zeit etwas anderes, das er erkannt hätte, wenn er zu Hause geblieben wäre.

Ja, das kann passieren.

War Reisen für die Dönhoffs in Ostpreußen etwas Selbstverständliches?

Oh ja. Die waren alle bekannt dafür. Und zu Hause war immer die furchtbare Ungewissheit in der Familie: Wann kommt er wieder? Passiert ihm nichts? Vielleicht lebt er gar nicht mehr, und wir haben es noch nicht gehört? Es dauerte ja Monate, bis so 'ne Flaschenpost von irgendwo ankam. Telefon gab es natürlich noch nicht.

In Friedrichstein war es doch so, dass die Alten alle irgendwann zurückkehren durften?

Ja, das war in dem Fideikommissrecht vorgesehen: Die Söhne kriegen eine komplette Ausbildung, die Mädchen eine Aussteuer, und wenn sie alt sind, können sie alle wieder zurückkommen, wenn sie wollen.

Und kamen sie zurück?

Ja, ja. An sich fand ich das ganz schön. Die Besitze wurden nicht aufgesplittet, sondern blieben in einer Hand, aber der Besitzer konnte nicht frei verfügen, das war schon 'ne sehr weise Einrichtung.

Erinnerst du dich an alte Leute in Friedrichstein?

Doch, zum Beispiel Onkel Karl, den Bruder meines Vaters. Der hat mich mal als Kind furchtbar erschreckt – er war schon sehr alt und ein bisschen verwirrt, und wenn man ins Zimmer kam, dann verbeugte er sich, und man hatte das Gefühl, er denkt, da kommt der Herzog von sowieso.

(*Marion stocherte im Kamin.*) Sieh mal, wie schön die Glut schimmert.

Ich glaube, die meisten Leute wissen gar nicht, welche große Rolle Natur und Tiere in deinem Leben spielen.

Tiere habe ich sehr gern. Pferde vor allem, aber auch Hunde. Katzen weniger. Ja, die Natur ist mir sehr vertraut. Bäume sind mir wichtiger als Menschen, manchmal jedenfalls. Ich bin ja ein Landmensch, da ist wohl auch ein Schuss Heimweh mit dabei. Wenn du die Elbe entlangfährst – die Eichen, fantastisch! Manche Stadtmenschen sind verwundert, dass man auf Bäume achtet. Einige denken sicher, das Vernünftigste wäre, an der ganzen Elbchaussee im Frühjahr die Eichen abzuhacken, damit man im Herbst die Blätter nicht einsammeln muss. – Ich würde sagen, wir machen jetzt eine Pause, nicht?

Schließlich war doch noch Kaffee übrig geblieben. Er war nun kalt. Wie immer in diesem Fall wurde die Terrassentür geöffnet und der Rest direkt um die Ecke in die Hecke gekippt, damit keine Flecken auf dem Steinboden der Terrasse entstanden. »Sonst denkt die Ellermann, wir hätten ihren Kaffee nicht gemocht«, befürchtete Marion.

Nachdem Marion gestorben war und ich Frau Ellermann besuchte, die noch ein paar Monate in ihrer Wohnung in Marions Haus wohnen blieb, schlug sie vor: »Kippen Sie den kalten Kaffee doch in die Hecke, das hat die Gräfin auch immer gemacht ...«

Ende der Leseprobe

*Das Buch „Die Welt ist so, wie man sie sieht -
Erinnerungen an Marion Dönhoff“ ist in jeder
Buchhandlung erhältlich.*